

Universitätspredigt St. Lamberti Oldenburg – 02.07.2017

Prof. Dr. Jakob Wöhrle

Universität Oldenburg

„Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“ (Lukas 15,11-32)

„Ach Mensch, Papa, das ist aber ungerecht!“ Diesen Satz höre ich als Vater von zwei kleinen Töchtern nur allzu oft, ja, eigentlich ständig. Wenn zum Beispiel, wie kürzlich, die eine einen neuen Badeanzug bekommen soll, die andere aber zunächst nicht – dann ist das natürlich ungerecht. Aber (was die Sache nicht einfacher macht): Wenn dann doch beide den neuen Badeanzug bekommen sollen, die eine aber noch zwei hat, die ihr passen, die andere aber nur einen, so dass nun die eine drei, die andere aber zwei Badeanzüge hätte – dann ist das, natürlich, ungerecht.

Ein Ort, an dem regelmäßig Gerechtigkeitsdebatten ausgetragen werden, ist sodann auch und vor allem der Mittagstisch. Egal ob hungrig oder nicht, es wird penibel überwacht, ob die Zahl der Fleischbällchen auf den Tellern der beiden identisch ist, ob die Portion Bratkartoffeln gleich groß ist. Und selbst die Wassergläser – auch wenn die beiden wissen, dass beliebig oft nachgeschenkt werden kann – müssen natürlich exakt gleich hoch eingeschenkt werden. Sonst ist das ungerecht!

Kleine Kinder haben einen – nein, besser noch: sie sind ein Gerechtigkeitsdetektor. Und Gerechtigkeit bedeutet in diesem Alter vor allem eins: Gleichheit. Gleich viele Badeanzüge, gleich viele Bratkartoffeln, gleich viel Wasser.

Mit den Kategorien der klassischen Philosophie könnte man – auch wenn das mit Blick auf den innerfamiliären Ausgleich am Mittagstisch zugegebenermaßen sehr verkürzt ist – von Verteilungsgerechtigkeit sprechen. Gerecht ist nach diesem Modell die gleiche Verteilung wichtiger Güter an die Glieder der Gemeinschaft.

Der große Vorteil an diesem Modell von Gerechtigkeit ist: Man kann zählen, man kann messen. Wenn Gerechtigkeit als arithmetische Gleichheit definiert wird, lässt sich recht einfach nachhalten, ob es gerecht zugeht oder eben nicht.

Doch wie mit so vielem ist es auch mit der Gerechtigkeit nicht ganz so einfach. Das werden auch meine Kinder merken – und zwar schon bald. Die Ältere kommt demnächst in die Schule. Und die Schule – wie dann auch die Universität – sind zwar auch Orte der Gleichheit (oder sollten es zumindest sein). Es sind etwa Orte, oder sollten es sein, an denen alle – ganz gleich welcher Herkunft – gleiche Chancen auf Bildung haben.

Aber: Schule wie Universität sind nicht nur Orte der Gleichheit, sondern auch Orte der Ungleichheit. Es sind nämlich – davon bin ich zumindest tief überzeugt – Orte der Leistung. Es sind Orte, an denen sich Schülerinnen und Schüler, Studentinnen und Studenten Kompetenzen erwerben und nach ihren Kompetenzen bewertet werden. Sie erhalten ihren Leistungen, ihren Kompetenzen entsprechend und somit unterschiedlich Noten, Zeugnisse, Examina. Auf diese Weise bekommen sie wiederum ihren Leistungen entsprechend und somit unterschiedlich Zugang zu Berufen, zu gesellschaftlichen Positionen und gesellschaftlichem Ansehen.

Gerechtigkeit besteht in einem System wie Schule oder Universität also nicht nur im Prinzip der Gleichheit. Gerechtigkeit besteht hier auch darin, dass Ungleiches ungleich behandelt wird. Bessere Leistungen führen – idealerweise – zu besseren Noten, zu besseren Berufschancen und Positionen.

In den Kategorien der klassischen Philosophie könnte man hier – wiederum sehr verkürzt – von ausgleichender Gerechtigkeit oder aber auch von Leistungsgerechtigkeit sprechen.

Auch bei diesem Modell von Gerechtigkeit lässt sich – jedenfalls bis zu einem gewissen Maß – rechnen. Wer mehr weiß oder sich mehr Kompetenzen angeeignet hat, wer etwa mehr Aufgaben einer Klausur lösen kann, erhält – idealerweise – eine bessere Note, bessere Zeugnisse, bessere Berufschancen usw.

Gleichheit und Verschiedenheit – Verteilungsgerechtigkeit und ausgleichende Gerechtigkeit – Solidaritätsprinzip und Leistungsprinzip: Das sind gewissermaßen die beiden grundlegenden Pfeiler, die beiden grundlegenden Pole einer jeden Gerechtigkeitsdebatte. Bei der Frage nach gesellschaftlicher Gerechtigkeit geht es eigentlich immer darum, wie zwischen diesen beiden Formen von Gerechtigkeit, wie zwischen diesen beiden Prinzipien vermittelt werden kann. So dreht sich etwa die gesamte Debatte um die Gesundheitspolitik darum, ob im Gesundheitswesen mehr Gleichheit oder mehr Ungleichheit, mehr Solidarität oder mehr Eigenverantwortung und somit letztlich mehr Eigenleistung bestimmend sein soll.

Bei der Frage nach Gerechtigkeit geht es also letztlich immer darum, wie die Prinzipien von Gleichheit und Ungleichheit, Solidarität und Leistung gegeneinander abgewogen werden. Bei all unserem Streben nach Gerechtigkeit ist das Abwägen, ja, das Berechnen, Kalkulieren und Austarieren von Gleichheit und Ungleichheit, Solidarität und Leistung von ganz zentraler Bedeutung.

Lk 15,11 (Jesus) sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne.

¹² Und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht. Und er teilte Hab und Gut unter sie.

¹³ Und nicht lange danach sammelte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land; und dort brachte er sein Erbteil durch mit Prassen.

¹⁴ Als er aber alles verbraucht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land und er fing an zu darben

¹⁵ und ging hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.

¹⁶ Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, die die Säue fraßen; und niemand gab sie ihm.

¹⁷ Da ging er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe hier im Hunger!

¹⁸ Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.

¹⁹ Ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße; mache mich einem deiner Tagelöhner gleich!

²⁰ Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.

Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn, und er lief und fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

²¹ Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße.

²² Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße

²³ und bringt das gemästete Kalb und schlachtet's; lasst uns essen und fröhlich sein!

²⁴ Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

²⁵ Aber der ältere Sohn war auf dem Feld. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er Singen und Tanzen

²⁶ und rief zu sich einen der Knechte und fragte, was das wäre.

²⁷ Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiederhat.

²⁸ Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.

²⁹ Er antwortete aber und sprach zu seinem Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, dass ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.

³⁰ Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Hab und Gut mit Huren verprasst hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet.

³¹ Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, das ist dein.

³² Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn verstört. Denn was hier in diesem bekannten Gleichnis dargestellt wird, ist in hohem Maße ungerecht! Wobei: Es beginnt alles ganz nachvollziehbar. Ein Mann hat zwei Söhne. Der eine will bereits zu Lebzeiten des Vaters sein Erbe. Der Vater teilt sein Hab und Gut unter seinen beiden Söhnen auf. Verteilungsgerechtigkeit, Chancengleichheit. Alles geht gerecht zu.

Und so bleibt es auch. Der Sohn verlässt den Vater. Er verprasst das Geld – und muss die Konsequenzen tragen. Er muss Schweine, unreine Tiere, hüten. Ausgleichende Gerechtigkeit, Leistungsprinzip. An sich immer noch alles nachvollziehbar und letztlich auch gerecht.

Aber dann nimmt das Gleichnis eine erste entscheidende Wendung: Der Sohn denkt an seinen Vater, er erinnert sich an den Wohlstand seines Vaters und beschließt, zu ihm zurückzukehren. Er will ihn um Vergebung bitten. Ja, er will nicht mal als Sohn, sondern nur als Tagelöhner angenommen werden. Und der Vater: Er nimmt ihn wieder auf. Mehr noch: Er lässt seiner Freude über den zurückgekehrten Sohn freien Lauf. Er feiert ein Fest für ihn!

Schon hier kommen wir mit einfachen Gerechtigkeitsvorstellungen an Grenzen. Der Sohn hatte schon seinen – gerechten – Anteil. Und er hat sich dann selbst durch Misswirtschaft – und somit verdient und zurecht – in seine missliche Lage gebracht. Warum ihm also aus dieser selbstverschuldeten Lage heraushelfen?

Weil Menschen Fehler machen und darauf angewiesen sind, dass ihnen immer wieder auch zweite Chancen gegeben werden. Es gehört durchaus zu zwischenmenschlicher Solidarität und ist somit durchaus als gerecht zu bezeichnen, dass Menschen solche zweiten Chancen erhalten!

Dass der Vater den Sohn wieder aufnimmt, ja, dass er sich sogar über die Heimkehr des verlorenen Sohnes freut – darin liegt nicht das Verstörende, das Ungerechte dieser

Gleichniserzählung. Das Verstörende, ja, die Ungerechtigkeit zeigt sich vielmehr in dem, was nun am Ende der Erzählung folgt. Sie zeigt sich in dem Gespräch zwischen dem Vater und seinem anderen Sohn, dem Sohn, der bei ihm zuhause geblieben ist.

Dieser Sohn kann sich nicht über die Rückkehr seines Bruders freuen. Er kann sich nicht an dem Willkommensfest für seinen Bruder beteiligen. Denn, so sein Vorwurf an den Vater, ihm, der immer bei seinem Vater war und der sich immer an die Vorgaben des Vaters gehalten hat, ihm hat der Vater noch nie ein Fest ausgerichtet. Für ihn hat er noch kein gemästetes Kalb geschlachtet.

Das ist tatsächlich nicht gerecht! Es hat nichts mit Verteilungsgerechtigkeit und Solidarität und schon gar nichts mit ausgleichender Gerechtigkeit und Leistungsprinzip zu tun, dass der verlorene Sohn nicht nur wieder in die Familie aufgenommen wird, sondern dass er nun sogar besser behandelt wird als der andere Sohn, der dem Vater immer treu ergeben zur Seite stand. Gleichbehandlung sieht anders aus. Das Leistungsprinzip wird hier auf den Kopf gestellt!

Eben deshalb verstört das Gleichnis. Es widerspricht dem gängigen Verständnis, den gängigen Prinzipien von Gerechtigkeit. Es ist in seiner Darstellung von Gerechtigkeit unzureichend, ja, es ist ungerecht!

Doch vielleicht ist ja nicht das Gleichnis unzureichend, ist nicht die hier belegte Darstellung von Gerechtigkeit unzureichend. Vielleicht ist auch unser Verständnis von Gerechtigkeit unzureichend.

So behandelt das Gleichnis ja zunächst nicht einfach zwischenmenschliche Gerechtigkeit, es geht hier nicht ganz profan um die Frage innerfamiliärer oder innergesellschaftlicher Gerechtigkeit. Es geht in dem Gleichnis in erster Linie von dem Vater und seinen Söhnen her um nichts anderes als die Frage der Gerechtigkeit vor Gott.

Und vor Gott, so scheint es in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, gelten andere Maßstäbe für das, was gerecht und ungerecht ist. Vor Gott lässt sich Gerechtigkeit nicht auf ein wie auch immer abgestimmtes Neben- und Ineinander von Verteilungs- und Leistungsgerechtigkeit reduzieren, bei dem zwischen Gleichheit und Ungleichheit und so zum allseitigen Vorteil abgewogen wird.

Vor Gott, so zeigt das Gleichnis vom verlorenen Sohn, scheitern solch einfache, arithmetische Gerechtigkeitsmodelle. Gerechtigkeitsmodelle, die auf Zählen, Rechnen und Messen beruhen, werden hier aus den Angeln gehoben. Ja, in dem Gleichnis werden gängige Gerechtigkeitsvorstellungen und deren Prinzipien abgelöst: Nicht Aufrechnen, sondern Vergebung – nicht Leistung, sondern Freude und Liebe.

Mit der so im Gleichnis vom verlorenen Sohn dargestellten, von Gott her aufgerichteten Gerechtigkeit, die eben nicht rechnet, sondern vergibt, die nicht von Leistung, sondern von Freude und Liebe bestimmt ist, entlarvt das Gleichnis dann gerade ein ganz wesentliches Moment unserer gängigen, an zwischenmenschlichem Ausgleich orientierten Gerechtigkeitsmodelle: Das Moment der Selbst-Gerechtigkeit!

Denn Gerechtigkeitsmodelle, bei denen gerechnet und abgewogen wird, werden doch allzu häufig auch dazu verwandt, meinen ganz eigenen Anteil und meine ganz eigene Entlohnung zu sichern – und zwar egal, ob dies für mich nötig ist oder nicht! Selbst dann, wenn ich von allem genug habe, achte ich penibel darauf, dass es anderen nicht vermeintlich besser ergeht – nur dann geht es für mich gerecht zu!

Demgegenüber präsentiert – ja, fordert – das Gleichnis vom verlorenen Sohn geradezu eine höhere Form von Gerechtigkeit. Es präsentiert, ja, es fordert eine Form von Gerechtigkeit, die gerade unter Absehen der eigenen Person solidarisch ist und die unter Absehen der eigenen Leistung den Wert des anderen anerkennt.

Keine Frage: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn verstört. Es verstört aber nicht wegen der in ihm zutage tretenden Ungerechtigkeit, sondern gerade wegen der in ihm präsentierten ganz anderen, höheren Form von Gerechtigkeit. Keine Gerechtigkeit mit Rechnen, Abwägen, Messen von Gleichheit und Ungleichheit, von Verteilung und Leistung. Sondern eine Gerechtigkeit aus Demut und Vergebung, aus Freude und Liebe.

Amen.